

Nr. 199. Bromberg, den 1. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von **Ludwig Thoma.**

(20. Fortsetzung.)

Herr von Wlazeck sah ein, daß er die Aufmerksamkeit der Berliner Damen etwas stärker auf sich lenken mußte. Das hübsche Fräulein schenkte ihm wenig Beachtung und überhörte in geradezu auffallender Weise seine ritterlichen Komplimente.

Auch die alte Urschl — so nannte der Oberleutnant in Selbstgesprächen Frau Karoline Schnaase — tat merkwürdig fremd; besonders in den letzten Tagen, seit sie dem unappetitlichen Federfuchser eine sehr merkwürdige Beachtung schenkte.

Wie die Familie dazu gekommen war, diesen nägelbeißenden Dichterling an ihrem Tische Platz nehmen zu lassen, das war schon unbegreiflich.

Das war vermutlich der Berliner Schwarm für sogenannte Interessantheiten.

„Aber bitt' Sie, wenn d e r Mensch auch noch eine Interessantheit vorstellt, dann möchte man schon am guten Geschmack verzweifeln. Mit nackete Füß in abgelatschte Schuh hineinschliefen, das beruht am Ende nicht auf dichterische Begabung, sondern auf dem Mangel an Strimpfen ... bloß dreckig sein is noch lange nicht genial ... Der Grüllparzer hat Socken angehabt, und der Herr von Gäthe auch. Sogar sehr elegante, wann er doch schon in Karlsbad in allerersten Kreisen verkehrte ..."

Wlazeck hoffte, daß ein stärkerer Hinweis auf seine militärische Vergangenheit Wandel schaffen könne. Er beschloß, vor den Damen einmal hoch zu Roß zu erscheinen.

„Gestatten mir eine Anfrage, Herr Posthalter, Sie haben doch Pferde?"

„Fünft", erwiderte der Blenninger Michel.

„Alsdann möchte ich gebeten haben, daß mir eines zur Verfügung gestellt wird. Ich muß wieder einmal ein Pferd besteigen. In mir erwacht der alte Reitergeist. Wollen Sie mir einen Cavallo gegen angemessene Bezahlung leihen?"

„Was is? Reit'n möchten S'?"

„Aber ja! Natierlich will ich keine Parforcejagd reit'n; was ich möchte, is ein kurzer Spazierritt zur Wiederbelebung ..."

„Dös glaab i kaam, daß dös geht ..."

„Wieso?"

„Von meine Roß is no koans g'ritt'n wor'n ... Dös hoaßt, daß i 's recht sag, an Handgaul, der wo in der Karriolpost geht, den hat da Hansgirgl amal beim Georgiritt g'habt."

„No also!"

„Dös is aber aa scho vier Jahr her."

„Für meine Zwecke wird der Gaul geniegen. Sie kennen beruhigt sein; ich werde ihn aufs eißerste schonen .."

„I wer amal mit 'n Hansgirgl red'n."

„Wann Sie nichts dagegen einwend'n, will ich selber mit dem Mann red'n. Hat er gedient?"

„Schwoli war a."

„No schauen S' her! Da werden wir sehr schnell einig sein. Zwei alte Soldaten verstehen sich leicht."

„Vielleicht, wenn S' a paar Markl ei'reib'n . . ."

„Lassen Sie nur mich mach'n! Alsdann, Ihre Einwilligung hab' ich?"

„Vo mir aus", sagte Blenninger.

Wlazeck eilte über den Hof, um den Postillon aufzusuchen.

Der Stallbub sagte ihm, daß der Hansgirgl im Kutscherstübl sei.

Als der Herr Oberleutnant dort eintraf, schlug ihm ein anheimelnder Duft entgegen.

Leder, Schmieröl, Bier, Rettiche und qualmende Stinkadores halfen zusammen, um ihn an alte Zeiten und Wachtstuben zu erinnern.

Auf dem Kanapee lag Hansgirgl. Seine nackten Füße, die über den Rand hinausstanden, verdeckten ihn in der Perspektive.

Gegenüber saß Martl. Auf dem Tische stand ein Maßkrug, daneben ein Teller, auf dem ein eingebeizter Rettich lag und weinte.

Niemand sprang auf, als der Oberleutnant eintrat. Niemand stand in Habtachtstellung. Insofern war der Unterschied von einer Wachtstube sehr merklich.

Martl wandte den Kopf halbschief gegen den Besucher; Hansgirgl rührte sich überhaupt nicht.

„Särvus!" rief Wlazeck sehr herzlich. „Lassen S' Ihnen, bidde, ja nicht stören!"

Sie ließen sich nicht stören.

„Ich möchte mit dem verehrten Herrn Postillon was besprechen."

An den zwei nackten Füßen krümmten sich die großen Zehen.

Das war ein Lebenszeichen und konnte die Erlaubnis zu weiteren Mitteilungen bedeuten.

Wlazeck fuhr fort:

„Die Sache is nämlich folgende. Ich habe mich mit dem Herrn Posthalter darüber geeinigt, daß ich demnächst mit Ihrem Handgaul ausreiten werde. Es handelt sich also darum, daß Sie die nötigen Vorbereitungen treffen."

Hinter den Füßen tauchte langsam ein Kopf empor, aus dem zwei unfreundliche Augen auf den Eindringling blickten.

„Han?" fragte Hansgirgl.

„Ich habe mit dem Herrn Posthalter verabredet, daß ich nächstens Ihren Handgaul reiten werde ..."

„An Schimmi? Mein Stutz!"

„Selbstredend werde ich den Gaul nicht strapazieren. Es handelt sich nur um einige wenige Spazierritte in die nächste Umgebung."

Der Kopf verschwand wieder.

„Alsdann, Postillon, ich erwarte, daß Sattel und Zaumzeug in Ordnung sind, wenn ich ausreiten will ..."

Hansgirgl gab keine Antwort, aber Martl, der seinen Freund kannte und zu ihm stand, wie es sich gehörte, sagte feindselig:

„Da wern S' net recht viel Glück hamm."

„Was heißt Glück haben? Wann Ihnen Ihr Herr, der Posthalter, den dienstlichen Auftrag erteilt, dierfte die Sache erledigt sein . . ."

Herr von Wlazeck war ärgerlich. Diese grobschlächtige Art des passiven Widerstandes empörte den alten Offizier, und er vergaß, daß er jovial und kameradschaftlich hatte sein wollen.

„Ich möchte mich nicht wiederholen. Ich übermittle Ihnen hiemit einfach den strikten Beföll Ihres Dienstherrn, mir zum Zwecke des Ausreitens den Gaul sowie alles Notwendige in Bereitschaft zu stellen. Ich werde Ihnen Tag und Stunde bekannt geben, beziehungsweise, Sie werden das von kompetenter Seite erfahren . . ."

Die Zehen Hansgirgls verkrampften sich; wahrscheinlich deutete es den Eigensinn dieses verschlossenen und finsteren Charakters an.

Martl übersetzte die Gebärdensprache.

„Dös werd sie scho aufweis'n", sagte er.

Und um anzudeuten, daß er die Audienz für aufgehoben erachte, nahm er einen starken Schluck aus dem Maßkrug und schnitt sich bedächtig einige Blätter von dem weinenden Rettich ab.

Wlazeck schlug die Türe zornig hinter sich zu.

Er traf den Blenninger noch an seinem gewohnten Platze unterm Torbogen.

„Aber bidde, Herr Posthalter, was haben denn Sie für Leite? Was is denn das für eine Diszipiln in Ihrem Hause? Ich erkläre Ihrem Postknecht, daß ich in Ihrem Auftrag', also gewissermaßen als Ihr Beföhlsträger, den Wunsch eißere. Glauben Sie, er findet es der Mühe wert, mir eine Antwort zu geben? Nicht die Spur!"

Der Posthalter lächelte breit und gemütlich.

„Ja . . . ja . . . Der Hansgirgl! Der hat seine Sekt'n."

„Traurig genug, wann er sie haben darf! Ich möchte den obstinaten Burschen in meinem Zug gehabt haben, ich garantiere, daß er in acht Tagen aus der Hand gefressen hätte. Und dann dieser Azteke, der Martl!"

„War der aa dabei?"

„Aber ja! Sitzt daneben und verlautbart die Willensmeinung des Herrn Postknechtes!"

„Da glaab i 's freili, wenn der dabei war! Wissen S', wenn de zwoa beinand hock'n, red't ma si hart damit."

„Gestatten mir die submisseste Bemärkung, daß ich das einfach nicht verstehe. Untergebene haben meines Erachtens keine Eigentiemlichkeiten zu haben, viel weniger hervorzukehren, sonst schwindet eben jeder Begriff von Subordination . . ."

„Lassen S' as no guat sei! I wer an Hansgirgl scho rumkriag'n . . ."

„Hoffentlich! Mir möchte das an Ihrer Stelle sehr wenig Schwierigkeiten bereiten . . ."

*

„Was sagst d' jetzt da dazua?" fragte Hansgirgl, der sich gleich, nachdem Wlazeck das Stübl verlassen hatte, aufrichtete und an den Tisch setzte.

„Was ko ma sag'n?" antwortete Martl. „Dena Luada fallet alle Tag was anders ei."

„An Stutz möcht' er reit'n, und bal er 'n krummb daher bracht, hätt' i 's G'frett. Daß an Posthalta nix G'scheidters ei'fallt?"

„Dem? Dö is aa 'r a Neumodischer wor'n."

„Is ma da Stutz nach Liameß drei Wocha im Stall g'stand'n! Dös muaß do da Blenninga wiss'n . . ."

„Neumodisch es er wor'n mit lauta Summafrischla. Was sagt a net gestern zu mir? Daß si dös Berliner G'steck beschwert hätt' bei eahm, i hätt' ihre gelb'n Schuah mit da schwarz'n Wichsbürst'n aufg'arbet. Hätt' s' halt schwarze, wia 's da Brauch is, dös Weibsbild, dös boanige!"

„Sei' tuat's was!" brummte Hansgirgl.

„Trink' aus, na laß ma 'r ins no a Maß kemma."

Als er ans Fenster trat und dem Seppl pfiff, kam Fanny über den Hof.

„Is da Martl bei dir drin?" fragte sie.

„Ja."

„Sei Wasch hätt' i."

„Geh' eina damit!" rief Martl, und Fanny kam in die Stube.

„Drei Paar Söckeln, an Unterhos'n und zwoa Hemmada . . ." zählte sie auf und legte die Wäsche aufs Bett.

„Dank' da schö; da hast a Halbi Bier," sagte Martl, und schob ihr ein paar Nickelstücke über den Tisch hin.

Er merkte aber, daß sie verweinte Augen hatte, und weil er sie als ein richtiges Frauenzimmer leiden mochte, erkundigte er sich gutmütig.

„Was hast d' denn?"

„I? — Nix."

„Für was hast nacha g'heant?"

„Ah! Was fallt da denn ei? I hab' do net g'woant. Os waart 's as scho wert?"

„Mir? Wußt net, daß mir dir was to hamm . . ."

„I sag' net vo dir. D' Mannsbilder überhaupts. Is oana so schlecht wia der ander . . ."

„So? Hat 's was g'habt?"

„Was frag' denn i danach? I brauch' überhaupts koan . . ."

Aber wie sie es sagte, rollten ihr ein paar Tränen die Backen herunter, und sie hockte sich schluchzend auf den Bettrand.

„Was gibt's denn?" fragte Hansgirgl vom Fenster herüber.

„Woaß net", antwortete Martl.

„Es san halt so Weibsbildag'schicht'n."

„Ja . . . Weibsbildag'schicht'n . . ." schluchzte Fanny. „Wann ma so an Mensch'n glaabt und a ganz Jahr mit eahm geht, und all's is eahm recht, und er gibt oan de schönst'n Wort, und auf oamal vergißt er all's, weil de breißische Bohnastang', de miserablige, mit eahm speanzelt . . . da ko ma was sag'n von an Charakta . . ."

„Ja . . . ja . . . so geht's auf da Welt," sagte Martl, dem kein anderer Trost einfiel.

Hansgirgl schaute zum Fenster hinaus nach dem Seppl. Solche Sachen waren ihm zuwider.

Da sprang Fanny vom Bett auf und wischte sich die Tränen ab.

„Vo mir aus lafft er dera Heugeig'n nach. I lach' ja dazua! Aba wenn s' furt is, und er moant, er kannt wieda schö toa mit mir, na sag' i 's eahm, was er is . . . So a gemeina Mensch! Überhaupts a Mannsbild is was gräuslich's!"

Damit lief sie hinaus und ließ ihr Trinkgeld liegen.

Martl nahm es und legte es bedächtig in seinen Zeugbeutel zurück.

Hansgirgl stellte die frische Maß auf den Tisch und setzte sich.

„Was is denn mit dera?" fragte er.

„De Berlinerin hat ihr ihran Schatz ausg'spannt."

„Auweh! Da wern s' belzi, d' Weibaleut."

„Da Schlosser Xaverl is, da G'sell vom Hallberger. Der hat 's jetzt mit dera Breißischen . . ."

„Mit dera langg'stackelt'n?"

„Ja . . . mit de gelb'n Schuah . . ."

Hansgirgl schaute tiefsinnig in den Maßkrug und trank.

„Dös best' is," sagte er . . . „bal ma sein Ruah hat von de Weibsbilda . . ."

„Magst d' as aa net, gel?" fragte Martl.

„Jetza nimma. bAba früherszeit'n hat's mi umtrieb'n. Was i z'weg'n dena Malafizkramp'na Schläg' krieagt hab', da ko'st da nix denga!"

„Geh?"

„An öft'n bin i hoamg'scheitelt worn'n, bei jeda zwoat'n Tanzmusi hon i g'rafft, 's G'wand hamm s' ma z'riss'n, Löcha hoan i im Kopf g'habt, und all's z'weg'n dena Saggeramentsweibsbilda . . ."

Martl, der seinen Freund immer bewunderte, schaute ihn erstaunt an.

„Dös hätt' i gar net glaabt vo dir . . ."

„Ah, mei Liaba! Mi hat's schiach umtrieb'n."

„Geh? Jetzt i ho mi ganz weni bekümmert um d' Weibaleut."

„Dös is halt vaschied'n. Bal oan dös ins Bluat ei'g'schoss'n is, ko ma nix macha. Oft oan rührt's gar net o, und an andern laßt's koa Ruah. Da muaßt ans Kammafensta, ob 's d' magst oda net, und bal 's d' aa woaßt, daß dir oa aufpass'n, und daß d' Schläg' kriegst, es helft da nix. Wia 's Nacht werd, lafft do wieda zuawi . . ."

„Da hon i nia nix g'spürt," sagte Martl. „Plagt hon i mi überhaupts net um a Weibsbild. Waar ma scho g'nua g'wen!"

„Sei froh! Dös sell is a hart's Leb'n. Dei Arwat beim Tag muaßt do macha, finscht valierst dein Platz, und bei da Nacht umanand gambs'n, da kimmt oana oba . . ."

Hansgirgl sagte es ernst; ganz so, als wenn er von einer schweren Krankheit erzählte.

Und Martl schob ihm mitfühlend den Maßkrug hin, damit er sich nachträglich stärken sollte.

„Hat's di lang g'habt?" fragte er.

„Bis in die Dreißgi eini. Nacha hat sie de Hitz' g'legt."

„Aba jetzt g'spürst d' nix mehr?"

„Na, mei Liaba! Jetza is zuadraht. Jetza schaug i 's gar nimma o, de Malafizkrampna, de vadächtig'n . . ."

*

Stine Jeep saß unter den großen Kastanien am Ende der Kirchgasse und schaute ins Tal hinunter, das in tiefer Dämmerung lag. Ein leichtes Rauschen kam näher, und da schüttelte auch schon der Abendwind die Blätter über ihr, und sie schlang fröstelnd ihr Tuch um die Schultern.

Jemand kam näher und pfiff einen altbayrischen Schleifer.

„Xa—veer?"

„Jawoi! Grüaß di Good, G'schmacherl."

„Ochott, ich hätte nu beinah nich kommen können. Das ordinäre Mädchen s . . . spioniert doch im Hause herum und s . . . steht vor meinem Zimmer, und wenn ich die Türe aufklinke, s . . . steht sie vor mir und sieht mich zornig an . . ."

So sind die Männer!

Xaver litt es ohne Widerspruch, daß Fanny als das ordinäre Mädchen bezeichnet wurde.

„Was will denn de damische Lall'n?" fragte er.

„Sie kann sich nu mal nich ans . . . ständig benehmen. Das sah ich schon gleich am ersten Tage, aber nu ist sie ganz unauss . . . stehlich. Vielleicht hast du ihr schöne Worte gegeben, und sie ist nu eifersüchtig?"

„Vielleicht hast du . . ."

„Nix ha' i, bal a da 's sag . . ."

Xaver nahm Stine um die Mitte, und indem er mit einem derben Griffe ihren Kopf festhielt, schmatzte er ihr etliche Küsse auf.

(Fortsetzung folgt.)

Lo findet ihren Papa.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Andere Kinder ihres Alters sprachen oft von ihrem Papa, liefen ihm jubelnd entgegen, wenn er aus seinem Bureau, aus seinem Dienst heimkam, hängten sich schmeichelnd an seinen Hals. Aber Lo . . . nie hätte sie es fertig gebracht, ein anderes Wort zu gebrauchen als „Vater." Denn dieser große, schwere und immer ernste Mann, das war ein Mensch, dem man nur mit tiefer Demut sich nahen durfte. Einer, den man fürchten mußte. Der dem kleinen Mädchen Lo ferner stand als der Bettler an der Straßenecke oder der kleine Krämer gegenüber. Vater war gewiß ein guter Mensch. Nie hatte er sie geschlagen, nie ihr ein böses Wort gesagt. Niemals verließ ihn seine Ruhe, seine vornehme Gelassenheit. Aber vielleicht war dies gerade der Grund, daß Lo ihre Befangenheit ihm gegenüber niemals ganz verlor. Daß der unsichtbare Abgrund, der sie von ihrem Vater trennte, sich niemals völlig überbrücken ließ. Auch nicht durch gelegentliche täppische und etwas unbeholfene Zärtlichkeit des Mannes, der vergeblich um ein Lächeln, um eine Vertrautheit seines Kindes warb.

Los Mama — ja, die schien ähnliche Empfindungen zu hegen. Lo dachte nicht häufig darüber nach. Wenn es aber trotzdem einmal geschah, dann wurde sie aus irgend einem ihr selber unerklärlichen Grunde traurig.

Vater war oft nicht zu Hause, und das war schön. Dann wurde Mama froh, fast übermütig. Sang vom frühen Morgen ab, überschüttete ihr Kind mit Liebkosungen, sprang und tanzte mit Lo herum und wurde selbst wieder zu einem Kinde. Dann kam auch Besuch. Onkel Willy — der vielleicht eigentlich gar kein richtiger Onkel war, aber sich benahm wie der beste aller nur denkbaren Onkel. Stets hatte er die Taschen voller Süßigkeiten, die er Lo gab, und niemals erschien er ohne einen großen Strauß schönster Blumen für Mama.

Ja — Onkel Willy war lieb. Obgleich Lo sich manchmal ärgerte, wenn er sie, nach einer halben oder besten Falls einer ganzen Stunde, sanft bei Seite schob, sie ins Kinderzimmer führte und mit Mama allein zurück blieb, mit der er angeblich immer so viel Wichtiges zu besprechen hatte. Ja — obgleich das geschah, immer wieder geschah, mußte Lo sich eingestehen, daß er ein ausnehmend netter Mensch sei. Ganz anders als Vater — jünger, lustiger. Und so blond und schlank und hübsch.

Lo durfte dem Vater niemals davon sprechen, daß Onkel Willy dagewesen war, das hatte Mama ihr ausdrücklich eingeschärft. Sie würde es auch nicht tun — niemals. Vater fragte ja auch sicher nicht, und Lo war nicht danach geartet, etwas von selbst zu sagen, nach dem sie nicht gefragt wurde.

Manchmal hatte sie den Verdacht, daß Vater den Onkel Willy gar nicht kenne. Weil er nie dessen Namen nannte. Und Onkel Willy kam auch niemals, wenn Vater zu Hause war. Gewiß sehr merkwürdig, aber Lo schloß daraus nur, daß sich die beiden wohl nicht liebten, falls sie sich doch kennen sollten. Und daß irgend etwas Furchtbares, etwas ganz und gar Unausdenkbares geschehen würde, wenn Vater Onkel Willy einmal in der Wohnung anträfe.

Auch heute war Onkel Willy wieder da. Vater würde erst morgen früh zurück kommen, hatte Mama gesagt. Und Lo saß nun ein bißchen traurig, ein bißchen verlassen und allein auf dem Fensterkopf des Kinderzimmers und blickte grüblerisch auf die Straße hinab. Auf das Spiel der Kinder, an dem sie nicht teilhaben durfte, weil Mama fürchtete, das zarte, überschlanke Mädchen könnte sich von den andern irgend eine häßliche oder gar gefährliche und bösartige Krankheit holen.

Ja — Lo saß auf der Fensterbank und ließ die Beine herab baumeln. Es war ihr streng verboten, bei offenem Fenster so zu sitzen. Aber Mama unterhielt sich mit Onkel Willy — sie würde vor dem Abendessen bestimmt nicht sichtbar werden. Es bestand also keine Gefahr, zur Rechenschaft gezogen oder gar gescholten zu werden.

Wenn Lo den Kopf sehr weit heraus steckte, dann überkam sie ein quälendes und zugleich beseligendes Gefühl. So ein leichter, süßer Schwindel. Obwohl es gar nicht so tief war — denn sie wohnten im ersten Stockwerk.

„Ob man tot ist, wenn man hier herunter fällt?" dachte Lo. Tot sein — das war auch so etwas, worüber sie sich keine Vorstellung machen konnte. Nachdenklich und sehr ernsthaft blickte sie auf die Fliesen des Bürgersteiges. Irgendwo weinte ein Kind. Neugierig sah Lo sich um, und im selben Augenblick bemerkte sie ihren Vater, der eben, ein kleines Köfferchen in der Hand, um die Straßenecke bog und mit hurtigen Schritten dem Hause zustrebte.

„O Himmel!" dachte Lo, und ihr Gesicht war blaß vor Schreck. Vater sollte doch erst morgen kommen! Und er sieht so böse aus. Und Onkel Willy ist da! Wenn Vater ihn bloß nicht sieht — etwas Schreckliches würde sonst geschehen etwas Furchtbares!

Ihr kleines, unverständiges Herzchen lag wie ein großer, schwerer Stein in ihrer Brust. „Ich muß ihn aufhalten — irgendwie muß ich ihn aufhalten." Sie wußte noch nicht, wie das geschehen sollte. Aber einen Augenblick später wußte sie es. Da stand sie bereits schwankend auf der Fensterbank, reckte dem Ankommenden ihre dünnen Kleinmädchenarme entgegen, schrie mit heller, kindlich-schriller Stimme „Vater!" und — ja, und dann glitt ihr Körperchen wie ein großer, dunkler Schatten sehr schnell an der Hauswand vorüber, der Erde entgegen.

Sie fühlte keinen Schmerz. Sah nichts mehr. Hörte nichts mehr. Sah nicht den Mann, dem blankes Entsetzen das Gesicht zerriß, der sich mit stürzenden Tränen über den kleinen, hilflosen Körper beugte. Sah die Leute nicht, die zusammenströmten, hörte nicht die gellende Klingel, die Mama aus der Wohnung heraus jagte, und nicht das Brüllen und Schreien der vielen Menschen, das qualvolle Stöhnen der Frauen, die — selber Mütter — diesen Anblick nicht zu ertragen vermochten.

Was Lo sah, das geschah viele, viele Tage — oder vielleicht waren es gar Wochen — später. Ein paar Stimmen

wehten in ihre Träume herein. „Ist sie nun wirklich ganz außer Gefahr?" — „Wirklich, gnädige Frau, Sie können sich darauf verlassen." — „Und es wird nichts zurückbleiben, Herr Doktor?" kam eine andere tiefere Stimme. — „Nichts, absolut nichts. Sie wird in kurzer Zeit so frisch und munter sein wie je zuvor."

Eine Tür schlug zu. Davon erwachte Lo. Mit noch abwesenden Blicken sah sie sich um. Lag sie nicht in ihrem Bettchen, in ihrem eigenen, weißen Bettchen? Ja, daran war wohl nicht zu zweifeln. Lo wußte nicht recht, wie sie hierher gekommen war. Aber es kam wohl auch nicht sehr darauf an, das zu wissen. Weil es etwas anderes, ganz anderes zu sehen gab.

Da stand Mama an der einen Seite des Kinderbettes und auf der anderen Seite der Vater, und beide sahen mit ängstlichen Blicken auf das kleine Mädchen herab. Mama war sehr blaß, sie sah älter aus, aber — so viel schöner. In so merkwürdiger Art schöner. Man wußte nicht, woran das lag. Und Papa — Lo dachte plötzlich „Papa", und es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß sie bisher immer „Vater" gedacht und gesagt hatte — Papa also hatte sich auch verändert. Plötzlich war er gar nicht mehr fremd. Nun sah er so aus, daß Lo ums Leben gern aufgestanden und ihm um den Hals gefallen wäre. Sie hätte ihn so furchtbar gern küssen mögen — so sah er aus . . .

Das ging nun freilich nicht. „Bleib schön still liegen!" sagte Papa, und seine Stimme klang so, daß Lo lieber gestorben wäre, als daß sie seiner Bitte widerstrebt hätte.

Sie blieb also still liegen. Es ging ja auch gar nicht anders. Und das Einzige, was ihr zu tun übrig blieb, war, daß sie lächelte — zu Papa, zu Mama hinauf lächelte.

Die beiden lächelten auch. Und dann reichten sie sich, über das Bettchen hinweg, die Hände. Sie weinten gleich darauf, indes das Lächeln auf ihren Lippen erstarb. Aber es war ein Weinen, das anzusehen wohl tat. Das gar nicht aufregte und bekümmerte. Dunkel spürte Lo vor diesen Tränen: Jetzt ist alles gut — jetzt wird es schön werden, schöner, als als es jemals gewesen war.

Zufrieden drehte sie ihr Köpfchen zur Seite und entschlummerte aufs neue.

Sie hat Onkel Willy nie mehr gesehen. Sein Name wurde in diesem Hause nicht genannt. Auch von Mama nicht. Aber das schmerzte Lo nicht. Sie trug keine Sehnsucht nach ihm, vergaß ihn bald. Denn sie hatte ja jetzt einen Papa. Und das war viel, viel schöner, als wenn man nur einen Onkel hat, der im Grunde vielleicht nicht einmal ein richtiger Onkel ist.

Der Hauptgewinn.

Humoreske von **Ludwig Waldau.**

Wie ein Wilder hatte der Schuster=Naz drauflosgeschuftet, aber er hatte es doch geschafft: kurz vor Feierabend waren die Stiefel des Herrn Amtsrichters fertig zum Abliefern! Seine Karoline steckte zwar ihr grimmigstes Gesicht auf, als er sich den Kragen umband, um liefern zu gehen, denn der Herr Amtsrichter wohnte unten in der Nähe der Schießwiese und dort war das diesjährige Schützenfest in schönstem Gange. Und sie kannte ihren Naz! Der, Geld in der Tasche und nicht auf die Festwiese 'runter — das gab's doch gar nicht! Aber was wollte sie machen: die Stiefel des Herrn Amtsrichters waren eilig; fertig und anpropieren mußte sie leider der Naz schon selber! Doch ein paar gepfefferte Ermahnungen betreffs baldigster Heimkehr von dem Geschäftswege mußte der Naz schon schlucken, als er, die amtsrichterlichen Blankgewichsten unterm Arm, eilig losschob.

Ein halbes Stündchen später strebte der Schuster=Naz aber doch quietschvergnügt der Festwiese zu. Die Stiefel hatten dem Herrn Amtsrichter gepaßt wie angegossen und bezahlt hatte der Herr Amtsrichter auch gleich! Wohlig wühlte der Naz in den Talern, die seine rechte Hosentasche bevölkerten. Fein hate er das wieder einmal gedeixelt! Jetzt ging's auf die Wiese! Wären die Stiefel erst morgen vormittag fertig gewesen, hätte er mittags liefern gehen müssen, und da wäre es natürlich Essig gewesen mit der Festwiese! Und sozusagen „hoch im Bogen" stürzte sich Naz in das Gewühl des Schützenfestes.

Im Handumdrehen war er denn auch einer der Fidelsten in dem Riesentrubel. Achterbahn, Hippodrom, Pfefferkuchenbude, Riesendame, Lachkabinett, Zauberschau, Würfelzelt — alles nahm er mit. Ja, sogar Frau Fortuna stellte er höchst erfolgreich auf die Probe: er gewann einen Teddybär, ein Nachtgeschirr und sogar den ersten Hauptgewinn der großen Lotteriebude: eine große, hölzerne Waschwanne! Schuster-Naz war selig. Damit konnte er ja seine Karoline mehr als reichlich versöhnen ob seiner Solo=Schützenfesttour! Das mußte begossen werden!

Es dämmerte schon, als Schuster=Naz mit seiner großen Wanne beim „Herzlichen Hermann" eintrudelte, einem der kleinen Bierzelte unten am Fluß. Und als er dort gar noch seinen Kegelbruder Schlenkrich traf, war alles direkt „in Butter"! Überdies gab es beim „Herzlichen Hermann" ein herrlich kühles Bier, das bei der herrschenden Tropenglut wie Wasser hinunterlief. Kein Wunder, daß Naz schon lange vor der Polizeistunde sanft und sehr selig „entschlummerte" — gleich am Tische. „Hier kann 'r aber nich grunzen!" meinte der „Herzliche Hermann", „hier liegt 'r im Wege!" Und eins, zwei, drei — packte der Riese von Wirt den „seligen" Naz, trug ihn hinters Zelt und legte ihn in die Hauptgewinn=Wann! „Ich hol' 'n schon um eens ab!" versicherte grinsend sein Freund Schlenkrich dem Wirt, zahlte und schlenkerte weiter.

Längst war es um ein Uhr gewesen. Die Lichter erloschen. Immer finsterer wurde es auf der Festwiese, immer stiller. Am Ufer unten aber lag noch immer einer in seiner Wanne und schnarchte wie ein Sägebock, vergessen vom „Herzlichen Hermann", vergessen von seinem Freunde Schlenkrich! Gegen Abend aber hatte es oben im Gebirge einen Wolkenbruch gegeben und langsam, unaufhaltsam begann jetzt der Spiegel des Flusses sich zu heben. Schon stand die Wanne umspült, schon hob sie sich sacht und leise, und auf einmal glitt sie weich und ruhig von dannen — talwärts. Es dauerte nicht lange, da segelte sie in voller Strömung! Der Schuster=Naz aber schlief. Rechts hing das eine seiner langen Spazierhölzer im Wasser, links das andere. An seiner Brust, fest umschlungen, ruhte der Teddy und am Heck seines Hauptgewinn=Schiffes stand trostlos nüchtern das Nachtgeschirr.

Drei, vier Brücken, einige Ortschaften waren schon passiert, der Morgen graute schon langsam, als der Schuster=Naz sachte munter wurde. Es zog so an die Füße, meinte er. „Mach' doch das Fenster zu, Karline!", wollte er schon bitten, aber er kam nicht dazu. Entgeistert glotzte er um sich: Wasser, Wasser! — Und er mitten drin! In einer Wanne! — Hastig fuhr er hoch. Schwapp!, kippte die Wanne. Es hätten nicht viel gefehlt, wäre sie gekentert! Da ließ sich Naz ergeben weitertreiben — frostbibbernd, mit sieben Gänsehäuten . . .

In der Nähe von Icksewitz mähte im ersten Morgensonnenstrahl ein Bauer seine Futterwiese — unten am Fluß. Plötzlich schrak er zusammen: „Mojen!" erklang es heiser hinter ihm, und als der Bauer herumfuhr, stand einer vor ihm: bleich, übernächtig, klitschenaß, eine große Waschwanne vor sich, und fragte ihn, ob er nicht die Wanne kaufen möchte! Billig! Für einen Taler! — Erst wollte der Bauer nicht; aber als er Schuster=Naz Leidensgeschichte gehört hatte, der hier endlich gestrandet war, drückte er dem Zerknirschten lachend das Geld in die kalte Hand und behielt die Wanne.

Von Station Icksewitz ist dann der Schuster=Naz für den Taler im Zügle nach Hause gefahren. Über die „Empfangsfeierlichkeiten" daheim kursieren freilich die wildesten Gerüchte. Eines aber steht fest, einwandfrei: „Schuster=Naz' Karoline ist viel länger und heftiger „verschnupft" gewesen ob dieser „Hauptgewinn=Fuhre", als Naz selber!

* Lustige Rundschau *

* **Bedenkliches Lob.** Dame: „Nun, wie hat Ihnen gestern mein Spiel im Theaterverein gefallen?"

Herr: „Geradezu glänzend! Es war direkt fabelhaft, wie gut Sie gestern die Unschuldige spielten!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.